

Der Heilige und die Witwe

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 46

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 46 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 19. November 1921

— Zwei Gedichte von Josef Reinhart. *) —

En alte Ma.

En alte Ma, du luegst em no,
Er mueß vory am Stäcke goh,
Weisch au, worum's so müehsam geit? —
Er hed e schwäri Burdi treit!

En alte Ma, er wott verby
Und luegt so schüch und feister dry!
Er het vill bösi Mönische gseh:
Er traute den Auge nümme meh.

En alte Ma, so rüef em zue,
's isch um ne Blick, es Wörtli z'tue,
Er fott es hilmigs Plägli ha,
As är im Friede stärke cha.

Elei und alt.

Ha niemer meh und bi doch eister froh:
I cha no jede Tag der Sunne no.
Am Morge chunnt sie zuemer näbes Huus
Und blybt bi mir, e ganze Tag durus.

's isch wie ne liebi Seel, wo bi mer stoht
Und lächlet, äb sie um-en Egge goht.
Bis einisch chunnt e chalti, ruchi Zyt,
Wo feistre Näbel vor der Türe lyt.

De gipürig, as i e leini bi und alt
Und's Stübli dunkt mi lär und schurig chalt,
De wär ig über jedes Sunneblickli froh:
Us liebi Menschenauge fotti's cho!

*) Dem Novemberheft des „Jugendborn“ entnommen. Diese gediegene Schülerzeitschrift sollte in keiner Schweizerfamilie mit heranwachsenden Kindern fehlen. Denn sie bringt Nummer für Nummer vortreffliche Spelje für Geist und Gemüt und immer in reiner künstlerischer Form. So ist die neueste Nummer der Bewegung „für das Alter“ gewidmet. Mit einem Jahresabonnement (jährlich 12 Nummern Fr. 2. 40.) macht man 12 bis 16 Jährigen ein feines Weihnachtsgeschenk. Redaktion: J. Reinhart; Verlag H. R. Sauerländer, Aarau.

Der Heilige und die Witwe.

Novelle von Rudolf Trabolde.

Konrad Amgiebel, der Sohn des Wollwarenhändlers, wurde nicht umsonst „Der saubere Konradli“ genannt. Die Mütter priesen ihn täglich ihren Buben als ein leuchtendes Vorbild. Konrads Spielgenossen zeigten aber eher Widerwillen als Zuneigung für den sauberen Jungen, denn sie wußten nichts Rechtes mit ihm anzufangen, da er allen lärmenden Spielen abhold und in seinem Sauberkeitsgefühl alles floh, was ihm die Hände oder das Wämslein hätte beschmutzen können. So blieb Konrad schon als Knabe immer etwas abseits, und je größer er wurde, je mehr sonderte er sich von den Genossen der Jugend. Er hatte nur einen Freund, den Fritsch Streubli, den mochte er wohl leiden, da dieser Knabe die Bücher über alles liebte. Konrad besaß zwar keinen übertriebenen Lerneifer, aber die Bücher waren doch etwas Sauberes, und darum hatte er sich Fritsch angeschlossen.

Der Vater Amgiebel starb früh, er hinterließ der Witwe

den sehr einträglichen Wollwarenhandel, und Konrad, als einziges Kind, trat nach Absolvierung der Sekundärschule in das Geschäft, um es später selbst zu übernehmen. Fritsch Streubli bestand das Maturitätsexamen und bezog die Hochschule in Zürich, da er das Studium der alten Sprachen gewählt. Er blieb in seiner Freundschaft dem Jugendgenossen treu, schrieb ihm regelmäßig und oft lange Briefe, die Konrad pünktlich, doch kurz und geschäftsmäßig beantwortete. Fritsch schwärmte in seinen Episteln von den alten Griechen und Römern, Konrad notierte sauber und genau seine Beobachtungen, die sich um den Wollhandel drehten und die Begebenheiten der kleinen, aber verkehrsreichen Vaterstadt. In den Ferien kam der junge Student jeweilen heim, und dann widmete ihm Konrad seine freie Zeit vollständig, hörte Fritschens Reden über alles das an, was den Geist des angehenden Gelehrten beschäftigte. Obschon Konrad die schwärmerische Begeisterung seines Freundes für die schöne Welt,



Armand Schwarz. — Im Greifenasyl.

die in Griechenland und Rom begraben lag, nicht nachfühlen konnte, nährte er doch ein kühl erwägendes Verständnis dafür in sich. Er zog besonders den praktischen Schluß: die klassischen Völker seien kluge und saubere Menschen gewesen, die mit ihrem vielen Baden und den mannigfachen Leibesübungen sich Kraft, Gesundheit und Schönheit in hohem Maße erwarben. Da er auf der Erde nichts höher schätzte, als sein eigen Ich, und sein Sauberkeitsbedürfnis sich insonderheit um seine eigene Person drehte, war es nicht verwunderlich, wenn ihn mehr und mehr der Gedanke über die Nutzenanwendung der klassischen Lebensregeln beschäftigte. Aber er kam zu keinem befriedigenden Ergebnis, und sein Freund konnte ihm noch weniger nützlichen Rat geben, da dieser nichts anderes konnte, als lesen und immer wieder lesen. Er gedieh aber dabei anscheinlich ganz gut, kümmerte sich blutwenig um die Wohlfahrt seines Leibes, viel aber um die des Geistes. Konrad war niemals krank gewesen, doch eben darum meinte er, es sei seine heiligste Pflicht, alles zu tun, um das Gedeihen seines Körpers zu überwachen. Er tat jedoch nichts besonderes, da ihm die Anleitung mangelte. Seine Altersgenossen gehörten fast alle dem Turnverein an, aber ihre Art Körperpflege, mit nachfolgender Bierzujung, behagte ihm nicht. Er glaubte, es genüge ein täglicher Spaziergang, den er darum nie unterließ, es mochte noch so schlechtes Wetter sein.

Er wurde neunzehn Jahre alt und mußte sich der Rekrutenprüfung unterziehen. Der große Tag brachte ihm jedoch eine fürchterliche Enttäuschung, da er als zu schmalbrüchtig und zu dünnarmig erklärt wurde, also untauglich für die Vaterlandsverteidigung. — Die Witwe Umgiebel freute sich, daß ihr Sohn keinen Militärdienst zu machen brauchte und konnte nicht verstehen, wie sich Konrad so sehr darüber grämen mochte. Es wurde ihr fast bange, als sie sehen mußte, wie er darüber in eine Art Schwermut verfiel. Konrad grübelte wirklich zwei Wochen lang stets darüber nach, was zu machen sei, denn es schien ihm, er dürfe die Sache nicht so leicht nehmen, wie die Mutter. Er wurde schlüssig, seinen Freund in Zürich aufzusuchen, tat es, und als er zurück-

kehrte, blickte er heiterer. Ein Spezialist für „Körperkultur“, den ihm Fritz zu konsultieren geraten, hatte ihm alle schwarzen Gedanken weggewischt, seine Muskelstärkungsmethode erklärt und ihm glänzende Resultate prophezeit.

Seit jenem Tage begann Konrad ein neues Leben. Mit Baden, Duschen, Hautabreiben, Salben, Beugen, Drehen, Necken, Biegen der Glieder, erreichte er, unterstützt durch seine eiserne Ausdauer, solchen Erfolg, daß er, zu seinem Stolz, von dem Schönheitsdoktor in Zürich gebeten wurde, sich, als neuer Beweis von der Güte der Methode, dem Verein für Körperkultur vorführen zu lassen.

Daß die Sache nicht nur Einbildung war, mußte jeder sagen, der die photographischen Aufnahmen von einst und jetzt sah, die der Doktor von Konrads Körper genommen.

* * *

Frau Umgiebel starb, obschon noch gar nicht alt. Konrad schrieb es nur dem Umstande zu, daß sie sich einer zu bequemen Lebensweise hingegeben. Der junge Wollhändler widmete sich nun ganz seiner wertigen Person und gedieh prächtig dabei. Gewiß, er hatte die Mutter lieb gehabt, aber tausendmal lieber war ihm sein eigen Ich. Ihm weihte er sein ganzes Denken, neben dem Wollwarentrieb. Sein Geschäft vernachlässigte er nicht. Dies war ja die Quelle der Wohlhabenheit, und damit sie nicht versiege, ließ er auch ihr jene Sorge angedeihen, die ihr zuzam. Mit kühler Besonnenheit lag er den Geschäftsinteressen ob, aber seinem Körper galt die Liebe, die Bewunderung, die Verehrung; nichts ging ihm über das Wohl des Leibes. Darum machte er ihm seinen Geist dienstbar; die Pflege der äußern Gestalt wurde der Kultus seiner Seele. Die Gesundheit wurde sein Gott, diesem brachte er alle Andacht dar.

Der saubere Konradli war längst ein „schöner Mann“ geworden, der den Weibern in die Augen stach. Er wußte es wohl; er versäumte es auch nicht, seinen wohlgestalteten Körper in ausgesucht feine Kleider zu stecken. Es gab zwar böse Zungen, die ihn einen heillosen Geden schalten, besonders jene Töchter, die ein Anrecht zu besitzen glaubten, seine Frau zu werden und es dennoch nicht geworden. Dies kam ihm wohl zu Ohren, ärgerte ihn weidlich, doch er sagte sich: O diese Kleinstädter und Spießer! Die jungen Burschen machten sich besonders lustig über ihn und spielten dem Sonderling manchen Schabernack. Am schwersten aber traf ihn ein Streich, den ein ehemaliger Schulkamerad ausheckte und ihn damit sozusagen unsterblich lächerlich machte. Jener einstige Schulgenosse gehörte zu den angesehensten der Jungmannschaft. Er wollte Maler werden und studierte in München; die Ferien aber verbrachte er oft in der Vaterstadt. Er war das Gegenteil Konrads und versäumte nie, den Schönen seiner Heimat gehörig zu hofieren, so lange er daheim verweilte. Als er vernahm, daß Konrad Umgiebel auf gutem Wege war, sich den Ruf eines keuschen Josefs zu erwerben, malte er ein überlebensgroßes Bild in Leinwand,

das wenig schmeichelhaft, aber in lustiger Entstellung eine Art Märtyrer darstellte, der die unverkennlichen Züge Konrads trug. Dieses possierliche Abbild trug in prächtigen Lettern die Ueberschrift

„Konrat, der Heilige“.

Die Burschen hängten es in einer Samstagnacht mit Lebensgefahr an kaum zugänglicher, aber gut sichtbarer Stelle des Umgiebelschen Hauses auf, als Konrad eben nach Zürich verreist war. So blieb das Heiligenbild bis zum Montag hängen und wurde von den lachenden Bürgern bewundert, bis es endlich der Hausherr, mit Aufbietung der Feuerwehr, herunterholte.

Seit jenem Tage hieß Herr Umgiebel nur noch „der Heilige“. Dieser

Spott hämte Konrad so sehr, daß er ernstlich daran dachte, sein Geschäft zu verkaufen und dem Städtchen den Rücken zu kehren. Da ihn jedoch der einträgliche Wollhandel seiner Väter zu sehr reute, blieb er dennoch im Heimortort und strafte die Bürger durch große Verachtung. Er lebte nur noch zurückgezogener, kleidete sich noch ausgefuchter und widmete, wenn möglich, noch mehr Sorgfalt allem, was seinen ihm wirklich allerheiligsten Körper anbetraf. Den einzigen, getreuen Freund sah er selten, da dieser in Zürich Lehrer an der Kantonschule geworden, sich verheiratet hatte und im übrigen nur seinen Büchern lebte. So blieb Konrad allein mit sich selbst, freundlich und liebevoll, hing allfort nur dem einzigen Gedanken nach: bis ins höchste Alter gesund und schön zu bleiben. Auf seinen keuschen Lebenswandel bildete er sich übrigens nicht wenig ein und schrieb seinem Freunde, dem Schönheitsdoktor in Zürich, gelegentlich lange Briefe: Weber die Keuschheit als vornehmste Stütze der Gesundheit des Körpers und der Seele.

Konrad Umgiebel konnte sich wirklich zu den dreimal glücklichen Menschen zählen, die nie krank waren; nicht einmal Zahnweh hatte er, denn er besuchte den Zahnarzt in Zürich stets, ehe er Schmerzen verspürte. Es konnte nicht verwunderlich sein, wenn er sich als Halbgott vorkam, dem er einen Tempel bauen mußte. Seine Einkünfte und das ererbte Gut erlaubten ihm, sich vor der Stadt, wo er ein prächtiges Grundstück besaß, ein Landhaus zu bauen, um das ihn alle Bürger beneiden sollten.

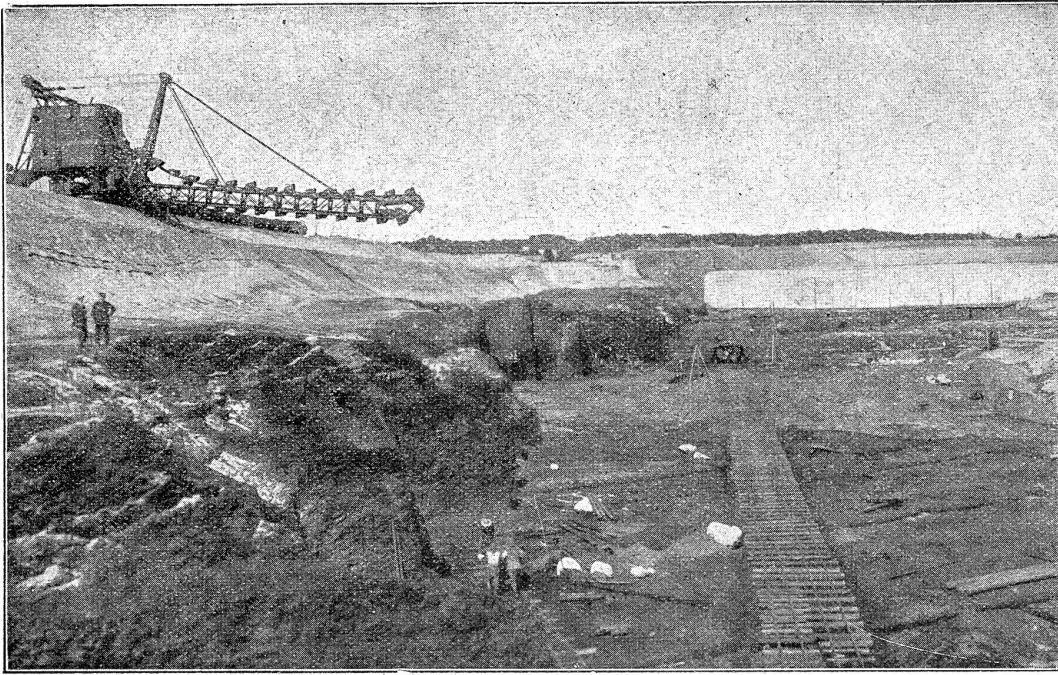
Als er seinen dreißigsten Geburtstag feierte, bezog er den Tempel. Pferde, Automobile oder Dienerschaft brauchte er keine; es genügte ihm die alte Köchin und der vertraute



E. Ganz. — Rückkehr von der Arbeit.

Hausknecht. Diese hielten sein Hauswesen instand, und für den parkähnlichen Garten brauchte er keinen besonderen Pfleger, da er weder kostbare Blumen noch seltene Pflanzen zog. Die Obstbäume verlangten keine besondere Sorge, die unterhielt der Knecht, das übrige ließ man gedeihen, wie es die Natur gern wollte. Gesellschaftssäle, Fremdenzimmer, Bibliothek, Arbeitskabinett, das alles waren dem Herrn Umgiebel entbehrliche Dinge. Was er jedoch verlangte, hieß: Bad, Turnzimmer und Ankleideraum. Zu ebener Erde lagen diese Räumlichkeiten und selbstverständlich fehlte darin nichts zur andächtigen Körperkultur. Im oberen Stock befand sich das hohe, schneeweiße Schlafgemach und das nüchterne Wohnzimmer, das zugleich als Eßraum diente, in dem er mütterleesallein die Mahlzeiten einnahm.

Es kann niemand wundern, wenn sich um das Umgiebelsche Landhaus ein Sagenkreis wob. Aber es ging hier mit rechten Dingen zu, und sie waren so nüchternen Natur, daß sich die Neugierigen haß verwundert hätten, wenn sie das Leben des sonderbaren Heiligen hätten belauschen können, was allerdings nicht möglich war. Eines aber war öffentliches Geheimnis: Herr Umgiebel trank weder Tee noch Kaffee, das fanden besonders die alten Jungfern geradezu unerhört. Die Bierbürger ihrerseits schüttelten den Kopf darüber, daß die Mär ging, Konrad trinke weder Wein noch Bier, noch andere geistige Getränke, rauche nicht einmal. Das hatten die Neugierigen von der Köchin und dem Hausknecht vernehmen können, sonst hingegen waren die so wortkarg, daß man nichts aus ihnen herausbrachte über ihren Brotherrn. Bei sich dachten sich die beiden alten Leute aber allerlei, denn es ging ihnen nicht in den Kopf,



Überblick über den Tagebau einer Braunkohlengrube. Im Vordergrund die freigelegten Kohlenflöze, links oben ein Bagger, der die über den Kohlenflözen lagernde Abraummasse entfernt.

daß der junge Herr seinen Leib mit so viel Turnen und täglich zweimaligem Baden, heiß und kalt, Sommer und Winter, kasteite.

Im Badezimmer funkelte es von Nidel, Marmor und Kristall. Der Turnsaal wie das Toilettenzimmer leuchteten und glitzerten von all den polierten und geschliffenen Geräten und Gegenständen, den hohen Spiegeln, den weißen Möbeln, den köstlich eingelegten Dielen, den weichen, teuren Teppichen und all den feinen Dingen, die der Gesundheitsmensch Konrad zu seinen Kultusübungen benötigte. Hier wandelte er vor den Spiegelwänden auf und ab, wenn er sich gebadet, gebürstet, gerieben, gesalbt und an den Turngeräten abgemüht hatte. Von allen Seiten konnte er sich betrachten und bewundern, sich zunicke, sich anlächeln, wenn er nicht zu ernst war oder verstimmt, was natürlich auch bei ihm vorzukommen pflegte.

Die Nägel der Füße waren nicht minder sorgfältig geölt und geglättet, wie die der tadellosen Hände. Mit feinem, duftendem Oel salbte er die Haut nach dem Bade, so daß sie weich, geschmeidig und glatt die schwellenden Muskeln überspannte. Zu jeder Jahreszeit nahm er Luft-, Licht- und Sonnenbäder; eine geräumige Terrasse lag vor der ganzen Hinterseite des Hauses. Oft stieg der Gesalbte zum Spaziergang in den Garten, einzig bekleidet mit dem dünnen, ärmellosen Wandelhemde, zur Sommers- wie zur Winterszeit, so sehr hatte er seinen Körper abgehärtet.

Konrad war kein Kunstfreund, weder Poesie, noch Musik, noch Malerei rührte seine Seele, aber den menschlichen Körper kannte er ebenso gut wie der Pferdeliebhaber das Exterieur der Vollblutrenner. Einige gute Aktstudien von Muskelmännern hingen im Turnsaal, und der Gipsabguss von Apoxyomenos stand in natürlicher Größe auf prächtigem Sockel, gleich einem Heiligenbilde, in der Vorhalle.

Würde das Glück der Menschen nur von der Gesundheit des Körpers abhängen, Herr Umgiebel hätte sicher mit lei-

täglich die Wollwaren an die zahlreiche Kundschaft verkauft und mechanisch die Glieder seines tadellosen Körpers kasteite.

Da ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, mußte Herr Konrad in der gleichen Epoche seinen getreuen Hausknecht und die alte Köchin begraben. Dies gab seinem Hauswesen einen so gewaltigen Stoß, daß darüber der Schönheits-, Gesundheits- und Keuschheitstempel in den Grundfesten erbebt und zu wanken begann. Im ganzen Städtchen kannte er keine Person, die würdig gewesen wäre, ihm die gewohnten Handreichungen zu tun. Ohne dienstbare Geister konnte er aber natürlich nicht bleiben. So mußte er denn in Zürich sich nach Köchin und Hausknecht umsehen. Der Schönheitsdoktor half ihm dabei.

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Briketts entstehen.

Wir meinen nicht die Briketts aus Sägmehl, wie sie gelegentlich bei uns fabriziert werden. Nein, die eigentliche Heimat der schwarzbraunen Kohlenwedden, die wir in den gefrägigen Mund unserer Ofen schieben, ist Deutschland. Hier, in den Rheinlanden, insbesondere um Köln herum, aber auch an der Saar, in Hannover und Sachsen und im Süden der norddeutschen Tiefebene, tritt die Braunkohle in Schichten von oft riesiger Ausdehnung zutage. Hier ist es, wo die mürbe Braunkohlenerde mit Maschinen aller Art, am häufigsten mit dem Vöffelbagger (siehe Abbildung S. 550) abgebaut wird. Ein Beispiel im Kleinen von einem solchen Abbau „vor Tag“ haben wir in Gondswil vor Augen oder in den Torfmooren des Großen Mooles, wo man während des Krieges auch zum Maschinenbetrieb übergegangen ist. (Vgl. den Artikel hierüber in der „Berliner Woche“, Jahrg. 1920, Nr. 34.)

Die Braunkohle ist eine ältere Schwester unseres Torfes, eine jüngere der Steinkohle. In dunkler Vorzeit wogte an der Stelle, wo die deutschen Kohlenfelder liegen, das mächtige, aber seichte Nordmeer. Langsam versumpfte dieses

nem Menschen getauscht. Doch, je älter er wurde, je unzufriedener fühlte er sich. Als er die Vierzig erreicht, begann er sich ernstlich zu fragen, ob das Leben ihm wirklich keine größeren Freuden aufgehoben? Und er wurde sachte des Badens und all der feierlichen Gesundheitsübungen müde, so daß er oft lange vor sich herstarrend auf der Terrasse sitzen blieb und über die Bedeutung des Daseins grübelte, ohne jedoch zu einem Schlusse zu gelangen. Er war so sehr der Sklave seiner Gewohnheiten geworden, daß er keinen Ausweg fand und weiter seinen keuschen Lebenswandel führte,